

## Probleme und Problemlösungen

### Problems and Solutions

Andreas Göbel

Universität Duisburg-Essen, Institut für Soziologie, D-45117 Essen  
E-mail: andreas.goebel@uni-due.de

#### I.

Es gehört zu den mittlerweile offenbar unkorrigierbaren, eigenwertgesättigten und fatalerweise vom ‚Meister‘ selbst in Szene gesetzten meta-récits der neueren soziologischen Systemtheorie, sie in eine vor- und eine autopoietische Phase zu sortieren. Luhmann selbst hatte in den frühen 80er Jahren von vorhergehenden Publikationen als ‚Nullproduktion‘ gesprochen – eine mindestens mißverständliche, sicher ungenaue und, blickt man auf etliche Theoriefiguren, wahrscheinlich doch übertriebene Beschreibung. Gleichwohl funktioniert diese Mär seitdem als Skript für weitere Beschreibungen dieses Theorieentwurfs. Grundtenor der Kritik an der Systemtheorie ist entsprechend diesem Mythos wahlweise ihre Überakzentuierung des Kommunikationsbegriffs, eine entsprechende radikalisierte konstruktivistische (nicht: radikalkonstruktivistische!) Orientierung oder auch eine allzu forsche Assoziation mit poststrukturalistischen und dekonstruktivistischen Theorieansätzen – Johannes Berger hatte angesichts der Publikation von ‚Soziale Systeme‘ von „luftiger Phänomenologie“ gesprochen. Der mal latente, mal manifeste Gegenbegriff hierzu ist dabei selbstredend ein forschter Begriff von sozialer Realität. Gemeinsamer Nenner bleibt die Suggestion, daß die Systemtheorie sich des wirklichkeitswissenschaftlichen Anspruchs der Disziplin entledigt habe. Regelmäßig wird hierbei unterschätzt, daß sich grundbegrifflich zwar einiges ändert, daß die zentralen Eckpunkte des *gesellschaftstheoretischen* Zuschnitts der soziologischen Systemtheorie aber – neben der Differenzierungs- und einer zu ihr komplementären Evolutionstheorie vor allem eine Integration des Selbstverhältnisses, das sich in der Relation von Gesellschaft und ihrer Theorie offenbart – durchaus kontinuieriert werden.

Der Regel der Unterschätzung fügt sich auch vorliegender Text von Volker H. Schmidt. Seine zentrale These bzw. Hintergrundannahme ist, daß der Luhmannsche Systembegriff in zwei unterschiedlichen

Fassungen vorliege: zum einen als mit ‚Autopoiesis‘ infizierter kommunikations- bzw. sinntheoretischer, zum anderen als vor-autopoietischer, ordnungstheoretischer, d.h.: auf den ‚Gebildecharakter‘ sozialer Systeme hin orientierter Systembegriff. Entsprechend tauche auch die Luhmannsche Gesellschaftstheorie in zwei Fassungen auf: als Wissenssoziologie der Kommunikationen qua Selbstbeschreibungen der einzelnen Funktionssysteme einerseits, als Strukturtheorie einer (gegenüber den ‚weichen‘ Selbstbeschreibungen) ‚harten‘ sozialen Realität andererseits. Der Autor scheut sich nicht, diesen Unterschied so anzulegen, daß in ihn die weitere Unterscheidung von ‚talk‘ und ‚action‘ hineingelesen werden kann: hie die in gewisser Weise beliebige, maximal sich selbst legitimierende ‚Rede‘ der Funktionssysteme, dort deren institutionelle und organisationale Wirklichkeit, hie „bloß symbolische Realität“ (407), da „materielle Realität“ (ebd.), die dann gar „physisch greifbaren“ (ebd.) Charakter haben darf. Die Sympathien des Autors gehören ersichtlich der *hardcore*-Seite: „Eine Soziologie, die sich selbst als ‚Sinnwissenschaft‘ versteht“, sei nicht „imstande ..., den gesamten Gegenstandsbereich der Soziologie zu erfassen“ (ebd.).

Die Diagnose Schmidts zumindest ist klar: Luhmann begibt sich in einen permanenten Selbstwiderspruch, weil er das eine will, von dem anderen aber nicht lassen kann. Beides ist grundbegrifflich nicht zu haben: Ordnungstheorie und Sinntheorie sind inkompatibel, die entsprechenden *Funktionssystembegriffe* fügen sich diesem Befund.

#### II.

Nun ist dies zwar nicht alles sofort ausgehebelt mit dem Hinweis darauf, daß für diese Variante einer phänomenologisch inspirierten Systemtheorie Sinn die „Ordnungs(!)form“ menschlichen Erlebens und Handelns schlechthin darstellt und Funktionssysteme entsprechend Differenzierungen dieser Ord-

nungsform. Aber auffällig bleibt doch, daß Schmidt sich nicht bemüht, die frühe, also: vor-autopoietische Verwendung von ‚Sinn als Grundbegriff der Soziologie‘ in seinen Interpretationsrahmen zu integrieren. Offenbar ist der Widerspruch dieses von Anfang an bestehenden Zuschnitts der Systemtheorie zu seiner eigenen Grundunterscheidung noch nicht einmal präsent. Nicht daß diese frühe Kombination aus systemtheoretischem und phänomenologischem Vokabular ohne theoretische Probleme wäre (übrigens auch in der Selbstwahrnehmung der Theorie) – aber das interessiert Schmidt offenbar nicht. Der ‚sinnwissenschaftliche‘ Ansatz wird stattdessen kurzerhand in die autopoietische Werkphase gelegt und insgesamt mit einem sehr verkürzten Verständnis von Kommunikation assoziiert. Darauf hinzuweisen ist wichtig, weil die gesamte grundbegriffliche Ausrichtung Schmidts und seiner Luhmanninterpretation systematisch an dem theoretischen setting der Systemtheorie vorbei manövriert. Die Kommunikationstheorie ist nicht die begriffliche Fortsetzung und Konsequenz der sinntheoretischen Orientierung – die war auch mit dem Handlungsbegriff zu machen –, sie impliziert nicht die Aufgabe früher ‚ordnungstheoretischer‘ und realitätsgerechter Standards, genausowenig wie die Wissenssoziologie die konsequente Fortsetzung der Umstellung auf Kommunikation als der basic unit sozialer Systeme ist. Das eine hat mit dem anderen nichts zu tun.

Man kann vermuten, daß diesem insgesamt systematischen Mißverständnis, dem der Autor sich verschreibt, vor allem ein nicht punkt- bzw. theoriegenaues Verständnis von Kommunikation zugrunde liegt. An einigen Stellen manifestiert sich der Eindruck, Kommunikation werde als ein bloßes ‚Reden über‘ qualifiziert und die Prominenz des Kommunikationsbegriffs führe im Effekt zu einer Verkennung der hard facts und der realen Realität des Sozialen, wie sie sich in Organisationen, Rollen, Interessengruppen u. a. m. offenbare. Ähnlich war Habermas in den 1970er und 80er Jahren die übergebührende Akzentuierung von kommunikativem Handeln und der Ebene symbolischer Reproduktion sowie eine komplementäre Verkennung des Aspekts der materiellen Reproduktion vorgeworfen worden. Schon das lag ziemlich neben den Intentionen dieses Grundbegriffs, wenn man ihn – als Handlungs-*koordinationsmechanismus* und nicht als Angabe darüber, was es in der sozialen Welt vortheoretisch so alles gibt – nur ernst nahm. Eben um solche Mißverständnisse zu vermeiden wäre es speziell im Falle der Systemtheorie wichtig, die theoriebegriffliche Alternative, die sich im Kommunikationsbegriff kon-

zentriert – u. a.: die attributionstheoretische Ausdehnung eines intentionalistisch überdeterminierten Handlungsbegriffs –, ernst zu nehmen.

Die Folge ist, daß Schmidt sich nicht die Mühe macht, die beiden supponierten Systembegriffe wirklich systematisch und theoriegenau zu unterscheiden. Zumindest ist überhaupt nicht deutlich, wieso die Implikationen eines ‚harten‘, ordnungstheoretischen Systembegriffs, der sich um Organisationen und Berufsgruppen, Verbände oder weitere Interessengruppen, um Rollenträger und Leistungseliten dreht, mit einem sinn- oder kommunikationstheoretischen Systembegriff allesamt theoretisch begründet nicht zu haben sind. Denn der Anspruch der Luhmannschen Theorie ist ja durchaus (und an vielen Stellen belegbar!), das Grundverständnis des Rollen- oder des Organisationsbegriffs zu halten, es aber theoretisch dergestalt ‚tiefer‘ zu legen, daß Rollen oder Organisationen oder Werte oder ... als Varianten von Erwartungsverdichtungen, also: als *Strukturen* sozialer Systeme qualifiziert werden können. Funktionale Differenzierung ist dann mehr als pure Rollendifferenzierung, aber selbstredend ist eine Leistungs- oder Publikumsrolle (was immer daran ‚materielle Realität‘ sein mag) in einem Funktionssystem eine Erwartungsverdichtung, die systemtheoretisch beachtet werden muß und wird. Wieso soll man systemtheoretisch nicht über Reputationsgefälle, Karriereorientierungen, entsprechende Seilschaften, Schulen oder was auch immer sprechen können? Und natürlich kann die Systemtheorie mit einem weiter gefaßten Strukturbegriff auch ‚Rollen‘ erfassen – da hat Herr Schmidt eine Passage (Luhmann 1984, 388) nicht genau studiert.

So wie der Luhmannsche Kommunikationsbegriff nicht genau gelesen wird, so entbehrt die Schmidt-sche Beobachtung komplementär auch einer genauen Befassung mit dem Strukturbegriff. Die Umstellung auf die Form temporalisierter Komplexität, die die Ereignisförmigkeit der basic unit Kommunikation betont, erfordert einen darauf entsprechend abgestimmten Begriff einer sozialen Struktur, deren ‚Realität‘ eben nicht die gegenstandsanaloge Qualität eines vorgängigen Festen hat, sondern die sich nur je operativ verwirklicht. Das führt durchaus in schwierige, zum Teil intrikate Theorieprobleme. Diese aber dadurch zu umschiffen, daß man – mit Verlaub: naiv ontologisch – einen Strukturbegriff aufbietet, der mit allen klassischen Konnotationen eines Gegenstandes, eines dinghaft Festen, eines beharrend Beständigen versehen ist, ignoriert so gut wie die komplette innersoziologische Auseinandersetzung mit dem Strukturbegriff. Die Soziologie möchte man denn doch sehen, die Organi-

sationen als ‚physisch greifbare‘ Realitäten rekonstruiert.

Mir ist entsprechend vollkommen unverständlich, was ein komplexes institutionelles Ordnungsgefüge wie ‚die‘ Wirtschaft jenseits (unterhalb?) seiner Interpretation als Funktionssystem sein soll. Die Fixierung des Autors auf harte Realitäten führt spätestens bei solcherart Interventionen dazu, daß er nicht mehr sieht, daß „Funktionssystem“ derjenige systemtheoretische Begriff ist, der die alte ‚Großgebilde- und Institutionen‘-Semantik *ersetzt*. Funktionssysteme sind nichts, dem man dann noch eine harte Realität hinzufügen könnte bzw. deren Begriff man kritisieren kann, weil ihm eben dies nicht mehr gelinge. Hier spätestens rächt sich, daß der Autor sich nicht zureichend über die Abkünfte der Luhmannschen Begriffe und ihr Verständnis als Alternativen zu herkömmlichen Begriffen informiert hat. Der Begriff eines Funktionssystems schließt solche „höherstufig aggregierte Teilordnungen“ (413) an die der Autor denkt, nicht aus, sondern ein! Ich weiß deshalb auch nicht, welchen Status der Hinweis darauf haben soll, daß es solche Ordnungen „unbestreitbar gibt“ (414); wer hätte das, mindestens mit Blick auf Organisationen, je bestritten?

### III.

Vollends schief wird die Interpretation dann, wenn es auf zwei unterschiedliche Fassungen von Gesellschaftstheorie hinausläuft, die Schmidt, analog zu den beiden unterschiedlichen Funktionssystemverständnissen, bei Luhmann beobachten zu können glaubt: Strukturtheorie vs. Wissenssoziologie. Nun ist der Begriff der ‚Semantik‘, der sich an ihn anschließende Komplex weiterer Begriffe, sowie insgesamt die Idee sich selbst beschreibender Funktionssysteme in der Luhmannschen Theorie sicher nicht ohne Probleme. Denn auch Semantiken gelten als Strukturen, die dann wissenssoziologisch mit Gesellschaftsstrukturen korreliert werden. Das Konzept ist insgesamt möglicherweise nicht ausgereift. Stichweh, Stäheli und andere haben dazu Etliches gesagt.

Zweierlei wäre aber, auch angesichts der Vehemenz und ‚Steilheit‘ der Thesen in diesem Zusammenhang, mindestens erwartbar gewesen: Zum einen eine genauere Befassung mit dem, was in der Theorievorlage ‚Selbstbeschreibung‘ eigentlich meint. Es ist, nochmals mit Verlaub, mindestens gewagt, sie als „eine Art von Kommunikation, die gegen empirische Dissonanzerfahrungen zuverlässig abgedichtet in autopoietischer Monomanie verharrt“

(417), zu qualifizieren. Das Gegenteil wäre richtig, eben weil ‚Selbstbeschreibung‘ ein Strukturbegriff ist, dessen Grundeinsicht die ist, daß er die möglichen systeminternen kommunikativen Anschlüsse limitiert und unter Selektivitätsdruck stellt. Wie könnte man sich etwa eine rechtsstaatsrechtliche Beschreibung der Rolle des Bundesverfassungsgerichts vorstellen, die sich *auf Dauer* – und man kann nur hoffen, über die Empirie fortlaufender ‚Dissonanzerfahrungen‘ zwischen dem faktischen Operieren und den überkommenen Selbstbeschreibungsmustern nicht auch noch kontrovers diskutieren zu müssen! – gegen die immanente Logik der jeweiligen Begründungsmuster halten ließe?

Zum anderen scheint mir eine genauere Beschäftigung mit einem wissenssoziologischen Begriff sowohl von Realität wie auch von der Widerständigkeit derselben vonnöten. Spätestens seit den Durkheimschen ‚faits‘ ist die Soziologie mit der permanenten (Selbst-)Anfrage nach dem Realitätsstatus der von ihr disziplinar konstituierten ‚Gegenstände‘ befaßt. Aber deren ‚thingness‘ ist schon bei Durkheim komplizierter gedacht als der Autor dies wahrhaben möchte; und daß ‚Widerständigkeit‘ bei der Definition dessen, was man dann, wissenssoziologisch sensibilisiert, unter ‚Realität‘ verstehen kann, überhaupt eine Rolle spielt, zeigt deutlich, wie sehr gerade die Systemtheorie ein modifiziert wirklichkeitswissenschaftliches Grundverständnis hat. „Dissonanzerfahrungen“, könnte man überspitzt formulieren, sind nicht die Ausnahme, sondern die Form, an der Strukturen (in ihrer ‚Realität‘) erkennbar werden. Dies alles zu explizieren ist theoretisch selbstredend nicht leicht, und nur systemtheoretische Dogmatiker könnten hier behaupten, in diesen Dingen sei alles durchdacht; aber nur eine ernsthafte Auseinandersetzung mit diesen Überlegungen bewahrt davor, epistemologisch naiv in Alltagsweltontologien zu verharren und komplementär dazu dann der Systemtheorie vorzuwerfen, sie kenne keine Wirklichkeit mehr, weil sie dies alles wissenssoziologisch in ein ‚Reden über‘ auflöse. Weil schon die konstruierte Alternative von ordnungs- vs kommunikationstheoretischem Verständnis eines Funktionssystems keine ist, ist auch die Differenz von Strukturtheorie vs Wissenssoziologie ein Pappkamerad. Das systemtheoretische Verständnis von Wissenssoziologie als Gesellschaftstheorie ist das einer Strukturtheorie! Die „wissenssoziologische Grundlegung der Gesellschaftstheorie“ (418) ist keine Konsequenz des Einbaus des Kommunikationsbegriffs, sondern sie hat die doppelte Stoßrichtung, einerseits die operativen Konsequenzen von Theorien des Systems im System zu verdeutlichen,

andererseits sich selbst, als Gesellschaftstheorie, in (nichtbeliebige) Relation zu stellen zum ‚Objekt‘ dieser Beschreibung, ohne dessen ‚Subjekt‘ zu sein. Grundbegrifflich wäre *dieser* theoretische Zuschnitt über weite Strecken auch ohne den Kommunikationsbegriff zu machen.

#### IV.

Schmidt reduziert die Wissenssoziologie auf (in seinem Verständnis: bloße) „Sinnanalysen“ (420) und sieht nicht, daß diese semantischen Analysen Strukturanalysen sind und als solche zum Kern einer Differenzierungsstrukturanalyse der Moderne gehören. Die angebliche methodologische Aufwertung der Wissenssoziologie in der Theorieentwicklung Luhmanns ist keine. Es gibt deshalb auch keine – in Weberschen terms, wie Schmidt es vorschlägt – Ver-

schiebung von Lebensordnungen zu Wertsphären. Diese sozialontologische Zwei-Reiche-Lehre, auf deren Basis Schmidt abschließend seinen „Lösungsvorschlag“ profiliert, hilft weder allgemein soziologisch noch speziell systemtheoretisch weiter.

Gemeinhin reagieren Lösungen auf Probleme. Manchmal auch mögen neue Konstellationen ex post sich als die Lösung von Problemen erweisen, die sie vorher gar nicht erkannt haben. Allemal ist die Lösung von Problemen der Auftakt neuer Probleme. Die Entwicklung der soziologischen Systemtheorie ist ein Paradebeispiel solcher generativen Effekte. Probleme theoriebautechnischer Art gibt es dort zuhauf; eben das macht sie ja so produktiv. Wenn freilich, wie im Falle Schmidts, Lösungen offeriert werden, die die Probleme wiederholen, zu deren Lösung das Problematisierte angetreten war, ist das auch ein Problem.